Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 19 (1917)

Artikel: Hekuba in der Sage : eine Richtigstellung
Autor: Moser, Eugen
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751054

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gelehnt. Wer ernstlich die Freiheit der Meere anstrebt, der muss selbstverständlich auch die Verständigung über die Rüstungen auf seine Fahne schreiben, da gerade in den übertriebenen Rüstungen mehr als in irgend etwas anderem das militärische System seinen äußern Ausdruck gefunden hat. Nicht minder sollte man, meint Nippold, in Deutschland darnach streben, auch den *innern* Ausdruck dieses Systems, die *militärische Mentalität,* zu bekämpfen. Das Bewusstsein von der Vorherrschaft des Rechts über die Macht muss auch in die Seele der Völker gepflanzt werden. Überblickt man die Kräfte, die Tendenzen, die heute die menschliche Entwicklung zu beeinflussen suchen, so erkennt man leicht, dass es auf der einen Seite demokratische, auf der anderen Seite militärisch-imperialistische Kräfte sind, die wir am Werke sehen. Es kann nach dem Gesagten nicht zweifelhaft sein, von welcher dieser Tendenzen das Völkerrecht mehr zu erwarten hat. „Seine Hoffnungen beruhen auf dem *Siege des demokratischen Gedankens*, und man kann daher nur hoffen, dass dieser Gedanke nach diesem Kriege in allen Ländern zum Heile des Völkerrechts an Kraft gewinnen werde. Wenn dies das Ergebnis des jetzigen Krieges sein wird, dann wird derselbe etwas Großes gezeitigt haben und nicht umsonst gekämpft sein."

Es steht mir als Laien nicht zu, ein Lob oder überhaupt ein Urteil über das Buch einer völkerrechtlichen Autorität von Weltruf auszusprechen. Ich konnte meine Aufgabe nur auffassen als Versuch, mit einigen Fingerzeigen den reichen Inhalt des Werkes anzudeuten. Jeder Leser wird es mit Vorteil und Genuss studieren und dem Baumeister des Völkerrechts für seine unbeirrte, zielbewusste Arbeit dankbare Bewunderung zollen. Es ist, als sähe man schon die soliden Grundmauern eines neuen Völkerrechts aus der Brand- und Trümmerstätte Europas sich erheben.

ZÜRICH S. ZURLINDEN

□□□

HEKUBA IN DER SAGE

EINE RICHTIGSTELLUNG

Anlässlich des Aufsatzes über „Euripides" (*Wissen und Leben,* XI. Jahrgang, 1. Heft) ging aus hiesigen Altphilologenkreisen dem Verfasser die Mitteilung zu, er habe — „als Außensteher und Nicht-Fachmann" — in der Bemerkung (S. 36), die Sage habe die trojanische Königin „zur grässlichen Unholdin gewandelt" — *Hekuba mit der Göttin Hekate verwechselt!* Da dieser unstichhaltige Vorwurf auf Unkenntnis dieser mythologischen Frage, die man auch in weniger gelehrten Kreisen vermuten darf, beruht, sei zur Aufklärung folgendes beigebracht:

Die Roheit der Hekuba in der *Ilias* lässt vermuten, dass dem Dichter wohl eine uralte Lokalsage vorgelegen habe, welche die Königin in groben Zügen darstellte. Eine solche seltsame Sage ist nun wirklich überliefert: Troja gegenüber, auf der thrakischen Halbinsel (also dem heutigen Gallipoli) gab es ein Vorgebirge, welches „Hundegrab" hieß. Es mag da ein Grabhügel gelegen haben, in dem ein Hund oder eine Hündin begraben sein sollte. Das bedeutete zunächst eine unversöhnte Seele. Denn die Thraker verehrten — wie später die alten Griechen — eine jungfräuliche Göttin, die als

Herrin des wilden Heeres durch die Luft raste, eine Meute wilder Hunde, also unversöhnter Seelen, hinter ihr her. Der Hund war darum das Opfertier dieser thrakischen Göttin, die *Bendis* hieß oder, wie die Griechen sagten: *Hekate.* Das Hundeopfer im Hekate-Kultus war den Griechen ursprünglich fremd; sie sahen in den Bewohnern alter Gräber nur Helden der Vorzeit. Als der Bendiskultus in Griechenland eindrang, änderten sie den Mythos: *jene Hündin im Grabe wurde zu einer Königin, die heulend hinter Hekate daherfuhr in ewig unversöhnlichem Grolle.* Weil nun Troja in der Nähe lag, passte diese Wandlung vorzüglich auf die verhasste Hekuba! Die Motivierung war nicht schwer: die greise Königin habe durch ihre Schmähworte — die ihr auch Euripides noch in den Mund gelegt — die Griechen so gereizt, dass sie zu Tode gesteinigt worden sei. *So ist diese Gestalt mit der Hekate zur „grässlichen Unholdin" zusammengeronnen!*

In dem wohl später als die *Troerinnen* geschriebenen Drama *Hekuba* trifft man dieselbe Rückbildung des Charakters wie in der Sage: sie ist zum blutrünstigen Scheusal geworden, die den thrakischen König Polymestor, der verräterisch ihren letzten Sprössling Polydoros umgebracht, auf der Fahrt nach Griechenland hinterlistig mit seinen beiden Söhnen in ihr Zelt lockt und durch ihre Frauen mit Spangen die Augen ausstechen lässt. Als sie den unglücklichen Vater an den Leichen seiner Kinder hohnlachend verspottet, schleudert er ihr wutentbrannt die Worte ins Gesicht:

„In eine Hündin wird ein Gott verwandeln dich!
Der Thraker Seher, Dionysos sagt' es mir.
Ja, einer Hündin Grab wird's sein, Merkmal zur See."

Dies „Merkmal zur See" ist eben jenes thrakische Vorgebirge, von dem her die Sage stammt. Euripides kannte diese Sage also ebenfalls.

Der beste Beleg, der die Verschmelzung des Bendis- und Hekate-Kultus zeigt — er scheint dem belesenen Wilamowitz-Moellendorff entgangen zu sein — findet sich gleich zu Beginn von Platons *Staat.* Die betreffende Stelle lautet: „Gestern ging ich mit Glaukon nach dem Peiraieus, um zur Göttin zu beten, und zugleich wollte ich mir ansehen, wie sie das Fest anordneten, *zumal sie es jetzt zum ersten Male feiern.* Gewiss auch der Festzug unserer Einheimischen war recht schön, *aber der thrakische fiel nicht minder auf.*" Wie Kybele und Dionysos wurde diese Göttin mit Flöte, Handklapper, Zimbeln und Pauken und bakchischem Rufen und Stampfen der Füße orgiastisch verehrt.

Hekate selber ist nun nach Stoll-Lamer (*Die Götter des klassischen Altertums,* S. 319–322) gar keine rein griechische Göttin. Er nimmt an, „dass sie eine alte, kleinasiatische Landesgottheit war, in der eine griechische Göttin durch Vermischung" aufgegangen sei. Sie könne ursprünglich eine Mondgöttin gewesen sein. Durch ihre Verbindung mit Persephone wurde sie dann vornehmlich zu einer unterirdischen Gottheit von düsterem, gespenstigem Wesen. Sie schickt nächtliche Spukgestalten aus der Unterwelt hinauf, den Menschen zum Schrecken und zum Verderben, wie die Empusa und die Lamien, weshalb sie denn auch die Göttin der Zauberei ist. Darum erscheint sie denn auch in der berühmten „Boiling-Cauldron"-Szene in *Macbeth* (IV, 1) als Zauberin und „contriver of all harms", die sogar eine Anspielung auf den „corner of the moon" macht.

Nicht weniger lehrreich ist dann jene Stelle zu Ende des zweiten Buches in Platons *Staat,* wo er den Müttern die grundlegende Erziehungs-

lehre gibt, „kleine Kinder nicht mit solch üblen Reden einzuschüchtern: manche Götter gingen des Nachts umher, allen möglichen Fremden gleichend; denn damit machen sie ihre Kinder nur zu Feiglingen". Ganz deutlich ist hier, mit andern Göttern, auch Hekate verstanden.

Aus dem Gesagten mag erhellen, was Goethe gemeint hat, als er einmal in einem Gespräch zu Eckermann (21. Februar 1831) auf die „thessalischen Hexen" in der „klassischen Walpurgisnacht" anspielte.

ZÜRICH EUGEN MOSER

□□□

NEUE BÜCHER

SIBYLLA MARIANA, von Albert Steffen. Verlag S. Fischer, Berlin.

Diese große, weltbewegende Zeit fordert ihre Seher heraus wie keine andere. Wie wenigen aber blieb in Blut- und Pulverdampf das Auge ungetrübt; wie viele, die, vor der Entfesselung der Elemente, von der innern Schönheit, von Weisheit und Schicksal und vom Schatz der Armen zu verkünden wussten, sind von der Windsbraut ergriffen worden und treiben — wie die verdammten Seelen des 2. Höllenkreises — heil- und haltlos umher. Der Lautsichtigen (um das Heer der Redner und Schwätzer also zu bezeichnen) sind gar manche; nur wenige aber darf man Tiefsichtige und wahrhaft Einsichtige nennen. Den meisten ist die Brille Nationalität und Partei an der Nase festgewachsen. Sie vermögen — im Selbstischen verstrickt — nie zum erlösenden Welten-Ich, zur strahlenden Einheitskraft sich emporzuringen. Sie besitzen wohl *ihr* Selbstbewusstsein, aber nicht jenes geklärte, von dem Fichte (die Stelle ist von Steffen zitiert) sagt: „Es muss Gefäß für das Menschheits-Ich werden, sonst ist es nicht wert, ewig zu sein." — Vielleicht ist es dem Schweizer, der auf weltumbrandetem Fels besonnen Umschau und Tiefenschau halten *kann*, vorbehalten, das Wort der Wahrheit und der Einheit zu sprechen, so nur in *seinem* „Innern Fried ist" und er ohne Scheu „die Augen richten darf auf's Ausland" Man braucht wahrlich nicht im Schützengraben und im Trommelfeuer gelegen zu haben, um vom Erlebnis dieses Krieges sprechen zu dürfen. Es ist das wie mit dem Wandel der Jahreszeiten. Wie wenige wissen, was geistig mit der Erde vorgeht, wenn sie in den Dornröschenschlaf des Sommers sinkt und während des Winters, im Scheintod, dennoch lebendig und tätig ist. Man muss zum *Geiste* vordringen, um solches zu erkennen, und so vermag man einzig nur den gegenwärtigen Krieg zu begreifen und zu deuten.

Zu diesen vereinzelten Sehern möchte man unsern Landsmann Albert Steffen zählen, der seit dem Tage der allgemeinen Rüstung, bis auf den heutigen, auf deutscher Erde stehend, alle Sorgen und Entbehrungen miterlebte und miterlitt. Ja, man möchte ihn einen wahren Teiresias nennen, wenn nicht doch zuvor seinem großen Lehrer Dr. Rudolf Steiner (dem Schöpfer des Johannesbaus von Dornach) dieser Name gebührte. — Wahrlich, reiche Früchte sind vom Baume der Erkenntnis Steffen in den Schoß gefallen. Verwandelt in seinem tiefen Dichtwerk von oft herber, niemals oberflächlicher Schönheit, schenkt er sie seinen Mitmenschen und heute seinen Mitleidenden wieder. Im Zeichen der Gottesmutter, die den Herrn (das Welten-Ich) dem Erdenkreis geboren hat, geschah es nun. Den neun Sibyllen